

Wandern
im Vogelparadies
Schenkenwald/Föhrenried

Die Vogelroute

Staunen & genießen



 **Fronreute**
Wolpertschwende

gefördert von:



„Geh aus, mein Herz, und suche Freud...“

Wen wundert es, dass dieses bekannte Lied von Paul Gerhardt noch 400 Jahre nach seiner Zeit ein unverzichtbarer Bestandteil des deutschen Liederschatzes ist und mit viel Sehnsucht und Begeisterung gesungen wird:

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
in dieser lieben Sommerzeit an dei-

Dialog zwischen Mensch und Natur, die Sehnsucht zwischen der Vielfalt der Schöpfung und dem Schöpfer selbst.

Von dieser Sehnsucht getrieben ist eine Umdichtung des Liedes, die in drängender Weise zum Nachdenken auffordert:



nes Gottes Gaben; schau an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben. (1)

Das Lied lädt ein, in die Natur zu gehen, Gottes Schöpfung wahrzunehmen, sich daran zu erfreuen und neugierig zu werden. Paul Gerhardt nimmt uns regelrecht an die Hand und zeigt uns Bäume, Blumen, Vögel, Bienen, Bächlein, „Berg, Hügel, Tal und Felder“.

Ist dieses Lied heute noch „zeitgemäß“? Klingt es eher kitschig oder rührt es eine tiefe Sehnsucht im Menschen an? Ich denke, es trifft auf die Sehnsucht nach Verbindung und

Geh aus, mein Herz, und suche Freud,
denn du hast nicht mehr lange Zeit,
dich an Natur zu laben.

Schau an der schönen Gärten Zier,
solange Blume, Baum und Tier
noch Raum zum Leben haben. (2)
Ich wünsche den Leserinnen und Lesern Achtsamkeit und viele schöne Entdeckungen beim Wandern mit Hilfe dieser Anregungen.

Stefan Brückner „ev. Pfarrer in Mochenwangen von 1991 bis 2007“

(1) Gesangbuch, Ausgabe Württemberg, Nr. 503

(2) Zitiert aus: „Leben entdecken“, S. 28 (Gütersloher Verlagshaus 1990)

Kurzbeschreibung Route Pirol (orange)

Vom Parkplatz am Erlen, bei der Tennisanlage, folgen Sie zunächst dem geteerten Weg durch den Wald und die verstreuten Gehöfte bis nach Meßhausen, wo Sie nach dem Überqueren der Schussen einen Feldweg Richtung Staig (Süden) nehmen. In diesem landwirtschaftlich genutzten Gelände können Sie viele Vogelarten beobachten. Der Wegrand mit seinem artenreichen Pflanzenbestand verdient Ihre Aufmerksamkeit ebenso, wie die Streuobstwiese **9** und die wasserführenden Gräben. Vor der Schussenbrücke in Staig wenden Sie sich ostwärts Richtung Unterer Schenkenwald. Vorbei an der Flutmulde **5** und dem Wildbienenhotel **4** erreichen Sie den Südeingang des Unterer Schenkenwaldes. Jetzt sind Sie im Reich des Pirols.

Routen Kurzinfo

Damit Ihr Herz beim Ausgehen Freude findet, haben wir für Sie vier Wanderrouten im Talgrund des Schussenbeckens zusammengestellt. Die Routen-Vorschläge sind als beschriebene Rundwanderwege mit dem Kiebitz als Leitsymbol angelegt, so dass Sie sicher an Ihr gewünschtes Ziel kommen, auch wenn Sie an einer beliebigen Stelle einsteigen.



Die Karte in der Heftmitte verschafft Ihnen einen Überblick und macht auf geeignete Parkplätze und Sehenswürdigkeiten aufmerksam.

Das Wegenetz bietet Ein- und Ausstiegsmöglichkeiten an den BOB-Haltestellen Mochenwangen und Niederbiegen, sowie an den zahlreichen Bushaltestellen der Linien 20 und 7573. Die Routen führen zum Großteil auf befestigten land- und forstwirtschaftlichen Wegen durch Wiesen und Wälder und können sowohl mit dem Fahrrad als auch zu Fuß bewältigt werden.



Nach dem Waldweg und der Brücke über die Bahnstrecke Ulm – Friedrichshafen gelangen Sie zum Südeingang des Oberen Schenkenwaldes. Nehmen Sie sich Zeit und verharren Sie, um den vielfältigen Vogelstimmen zu lauschen und mit etwas Glück den einen oder anderen Singvogel aus nächster Nähe zu beobachten.

Am Wegesrand können Sie auch ein Bodenprofil **6**, Eichen **2**, einen aufklappbaren Nistkasten **3**, sowie im zeitigen Frühjahr die Märzenbecher **1** bewundern. Für eine Pause im Schatten steht Ihnen eine Ruhebänk **10** zur Verfügung. Der Weg zurück **11** führt Sie zunächst zur Kapelle Menzenhäusle, durch den Kögelhof und über den Schussen-Steg.

Danach wenden Sie sich rechts Richtung Mochenwangen. Vor den ersten Häusern gehen Sie links den Hang hinauf. Von dort sehen Sie bereits den Parkplatz am Erlen.

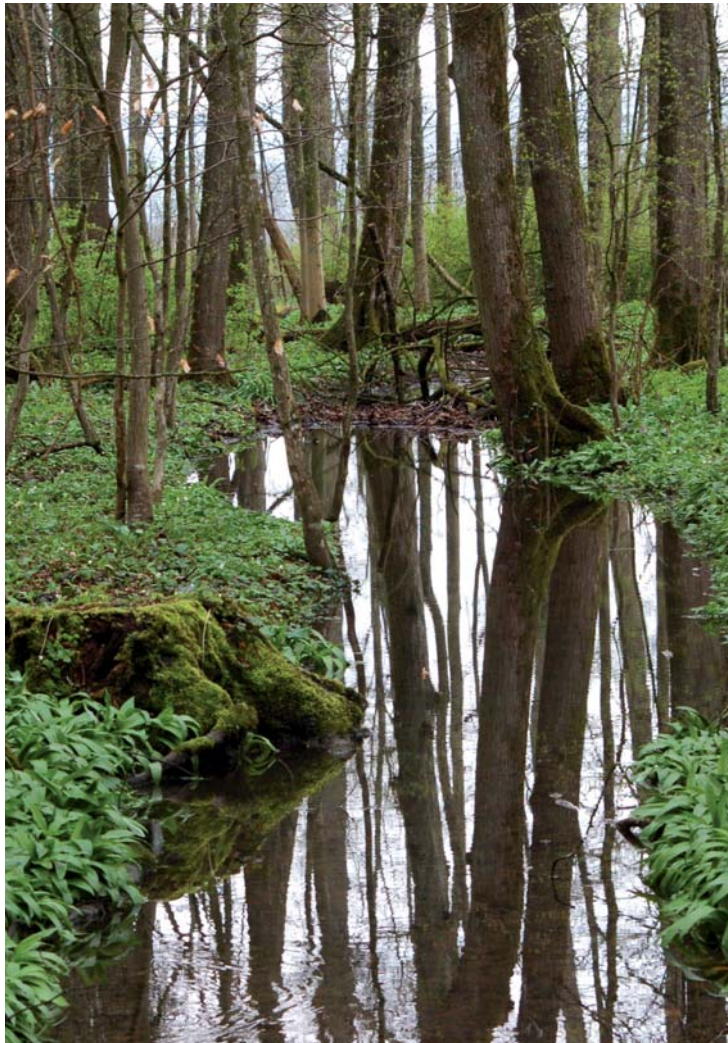
Route Storch, Route Schwalbe, Route Kiebitz.

Für die Streckenführung der anderen Routen (Storch, Schwalbe und Kiebitz) gilt Ähnliches. Auch sie sollen vor allem dem Ortsfremden erlauben, seine Wanderung je nach Ausgangs- und Zielpunkt, durchschnittlicher Gehzeit (ca. eine Viertelstunde je Kilometer) und nach jahreszeitlichen Gegebenheiten zu wählen.

Ohne böse Überraschungen befürchten zu müssen kann man die verschiedensten Varianten zusammenstellen. So erwarten einen vor allem im „Erlen“ und in den Schenkenwäldern die Frühblüher, im großflächigen Föhrenried die erst in jüngerer Zeit brütenden Störche **8** und die allerdings von Monokulturen stark bedrohten Bodenbrüter, Feldlerche und Kiebitz.

In Mochenwangen entstehen als Initiative der BUND-Ortsgruppe zwei besondere Nistanlagen: Ein „Wildbienen-Hotel“ bei der Eugen-Bolz-Schule **4** und ein Mehlschwalben-Turm zwischen Fabrikstraße (Haus-Nr. 14 – 18) und Schussen **7**.

Weitere Highlights finden Sie in der Beschreibung der „Pirol-Route“.



Warum heißt der „Schenkenwald“ so?

In den ersten tausend Jahren nach Christi Geburt war das nördliche Schussenbecken ein schwer zugängliches Wald- und Sumpfbereich, das immer wieder von der Schussen überschwemmt wurde. Unter der Herrschaft der Welfen-Herzöge, die im Jahr 1056 das Kloster Weingarten gründeten, wurde das Gebiet teilweise gerodet und an den Rändern besiedelt. Der innere Talgrund aber blieb Wald und gehörte der Herrschaft Schmalegg.

Im Jahr 1350 heiratete die Schenkin Ursula von Winterstetten-Schmalegg den Ulrich von Hörningen, „zu Bygenburg gessen“ (= die Biegenburg bei Blitzenreute) und bringt den Wald und einiges Fischwasser mit in die Ehe. Einer dieser „Schenken“ von



Zweiblättrige Schattenblume

Schmalegg, von denen der Wald wohl seinen Namen hat, nämlich der Schenk Konrad, hatte übrigens im Jahr 1240 das Zisterzienserkloster Baintd gegründet. Eine erhaltene gebliebene Urkunde, bestätigt von König Ruprecht I., belegt, dass der Ulrich von Hörningen die Mitgift seiner Frau am 10. Juni 1404 für 6.000 Gulden an das Kloster Weingarten verkauft hat. In dessen Besitz blieb „der Schenkenwald“ bis 1803, als die Klöster zugunsten des Staates enteignet wurden.

Die Mönche hatten den Wald 400 Jahre lang genutzt und zwar sehr intensiv, weil die Entfernung zum Kloster so gering war. Er lieferte ihnen vor allem Brennholz und Gerbrinde, und dazu wurde er alle 20 – 30 Jahre kleinflächig kahlgeschlagen. Nachwuchs gab es aus den wieder aus-schlagenden Wurzelstöcken.



Rote Pestwurz

Bei dieser recht radikalen Bewirtschaftung als „Niederwald“ behaupteten sich deshalb vor allem die Baumarten mit gutem Ausschlagsvermögen. Systematisch gefördert wurde daneben der Anteil der Eiche, die außer Brennholz und der wertvollen Gerbrinde mit ihren Eicheln auch noch Futter für die Schweine lieferte (einen guten Anhang mit Eicheln nennt der Förster deshalb auch



Aronstab

heute noch eine „Vollmast“). Außerdem war stärkeres Eichenholz auch als dauerhaftes und hartes Bauholz begehrt. So ließ man später bei der Brennholznutzung immer ein paar Eichen stehen, um sie älter und dicker werden zu lassen: „Mittelwald-Wirtschaft“ nennt man diese Wirtschaftsform.

Als dann im 19. Jahrhundert die Kohle das Brennholz zu ersetzen begann, lief auch im Schenkenwald die Brennholzwirtschaft mit ihren kurzen Umtriebszeiten allmählich aus und man ließ die Bestände zu „Hochwald“ zusammenwachsen mit immer stärker werdenden alten Bäumen. Die ältesten Eichen mit über 200 Jahren stammen noch aus dieser Zeit und zeigen, wie langfristig Forstleute denken und planen müssen.

Heute versuchen die Förster diese wunderschönen Altholz-Waldbilder möglichst lange zu erhalten, indem sie einzelstammweise vor allem solche starken Bäume entnehmen und nutzen, neben denen noch schwächere mit guter lebensfähiger Krone stehen, die deren Platz übernehmen können. Auf diese Weise wird der Schenkenwald ein weiteres Menschenleben lang sein Aussehen kaum wesentlich verändern.



Knoblauchrauke

Der Schenkenwald: Vogel- schutz-Versuchsrevier seit 1934

Der Schenkenwald ist der letzte größere Laubwaldrest im Tal der Schussen. Er ist 75 ha groß. Fast alle einheimischen Laubbäume sind in ihm vertreten, aber Hauptbaumart ist die Eiche (Stieleiche) mit einem Anteil von ca. 40 %. Keine andere Baumart ist Lebensraum für so viele verschiedene Insektenarten. So lebt auch die Raupe des Eichenwicklers ausschließlich von ihren Blättern und frisst dabei ganze Wälder regelmäßig kahl. Das tat sie vor 1934 auch immer wieder im Schenkenwald.



Hahler Lerchensporn

Der Forstmann und Vogelkundler Dr. Otto Henze, Gründer der Vogelschutzzone Stuttgart-Hohenheim und lange Jahre Leiter der Bayerischen Vogelschutzzone in Garmisch-Partenkirchen, kam auf die Idee, durch die gezielte Ansiedlung von höhlenbrütenden Singvögeln diesen „Schädling“ so weit zurückzudrängen, dass die Eichen wieder weitgehend ungestört wachsen und vor allem wieder regelmäßig Eicheln bilden könnten.

So hängte er im Frühjahr 1934 über 600 Nistkästen für seine „Arbeitsvögel“ im Schenkenwald auf, verbesserte und verfeinerte deren Konstruktion laufend und kontrollierte den Bruterfolg durch zweimalige Kontrolle in jedem Jahr. Bis heute läuft dieser Langzeitversuch ohne Unterbrechung, auch über die Kriegs- und Nachkriegsjahre hinweg. Das ist einmalig in der ganzen Welt!



Märzenbecher

Und der Erfolg? Etwa 70 – 80 % der Kästen sind jedes Jahr belegt. Seltene Arten wie der Trauerfliegenschnäpper und die Hohltaube, die früher fast ganz verschwunden waren, bilden heute stabile Bestände. Auch die Feldermäuse nehmen die Nisthöhlen gerne als Schlafplätze an und beteiligen sich an der Insektenjagd. Blau- meisen, Kohlmeisen und Trauerfliegenschnäpper bewohnen etwa je ein Viertel der Kästen, das restliche Viertel teilen sich Kleiber, Baumläufer, Rotkehlchen, Sumpfmeise und andere Meisenarten. Jedes Jahr sorgen nun Tausende fliegende Helfer dafür, dass die Insekten nicht überhand nehmen. Tatsache ist jedenfalls, dass seit 1934 im Schenkenwald kein spürbarer Insektenfraß mehr aufgetreten ist, obwohl es zur gleichen Zeit in vielen Teilen des Landes zahlreiche verheerende Kahlfraßereignisse an der Eiche gegeben hat.

Die Eiche

Als an dieser Stelle eine kleine Eichel auf den feuchten Waldboden fiel, aufquoll und eine zarte Wurzel nach unten schickte, da überzog der korsische General Napoleon gerade ganz Europa mit Krieg und Veränderung. Viel ist seitdem geschehen, und doch ist aus dem kleinen Sämling nach menschlichen Maßstäben gerade mal ein Jüngling geworden, denn der Baum kann ohne weiteres 600 – 800 Jahre alt werden.



Wald-Veilchen



Einbeere

Den Germanen war die Eiche heilig. Sie war dem Donnergott Donar geweiht, galt als Sinnbild von Kraft, Macht und Ausdauer, aber auch als Symbol des Friedens, des langsamen und stetigen Aufbaus und Wachstums. Als solches findet man sie auch heute noch auf vielen Wappenbildern und auf der Rückseite unserer Centmünzen. Ein besonders schönes Bild zeigte die 50-Pfennig-Münze, auf der eine junge Frau eine kleine Eiche pflanzte.



Vielblütige Weißwurz



Hain-Sternmiere

Das Holz der Eiche ist ganz besonders hart, fest und dauerhaft, dabei gleichzeitig elastisch, gut zu bearbeiten und von feiner Maserung und gelblich-grüner Schönheit. Wertvolle Möbel, dekorativer Innenausbau, edles Furnier, filigrane Schnitzereien, robustes Bau- und Konstruktionsholz, Türen und Treppen, Parkett- und Riemböden, Wein- und Whisky-Fässer, früher auch Schiffe und Fahrzeuge: Für dies alles ist Eiche hervorragend geeignet.

Geradezu unschlagbar ist Eichenholz beim Fundament- und Wasserbau: Zahlreiche mittelalterliche Bauwerke und gotische Dome sowie große Teile der Städte Amsterdam und Venedig stehen auch heute noch auf Fundament-Pfählen aus Eiche.

Auf der Halbinsel des Schreckensees auf der Blitzenreuter Seenplatte wurde gar ein Tragpfosten einer Steinzeithütte ausgegraben, der exakt im Jahr 3.256 v. Chr. verbaut wurde, also vor über 5.200 Jahren! Er war so frisch und unverwittert, dass man anhand seiner Jahrringe das genaue Alter problemlos bestimmen konnte.

Viele Wünsche an den Schenkenwald

Im Schenkenwald wachsen wunderbare Eichen und Edellaubhölzer: Die Förster möchten den wertvollen und umweltfreundlichen Rohstoff Holz ernten und nutzbar machen.

Der Wald ist eine Oase der Ruhe und Schönheit im dicht besiedelten und lauten Schussental: Dessen Bewohner suchen deshalb gerne Erholung und Entspannung in seinem erfrischenden Schatten.

Wie eine Insel liegt der Wald in der weitgehend ausgeräumten Feldflur: Er bietet vielen Tieren Zuflucht, Schutz und Nahrung. Auch das Wild zieht sich hierher gerne zurück, und entsprechend geschätzt ist der Wald als Jagdgebiet.

Der Schenkenwald ist der letzte Rest der Laubwälder, die früher die ganze Schussenaue bedeckten: Er steht deshalb unter Naturschutz und beherbergt vor allem eine reiche Pflanzen- und Vogelwelt mit vielen seltenen Kostbarkeiten.

In diesem Spannungsfeld Forstwirtschaft- Erholung- Jagd- Naturschutz allen Ansprüchen einigermaßen und

ausgewogen gerecht zu werden, ist fast unmöglich. Das Forstamt als Eigentümer versucht dies trotzdem mit folgendem Konzept:

- Einzelstammweise Nutzung vor allem zugunsten noch schwächerer aber vitaler Bäume, um das schöne Altholz-Waldbild möglichst lange zu erhalten.
- Rücksicht nehmen auf seltene Pflanzen und Tiere durch pflegliche Holzernte, Schutz und Erhalt von Höhlenbäumen; Holzeinschlag nur im Winterhalbjahr.
- Verjüngung nur auf Laubholz und nach Möglichkeit durch Naturverjüngung.
- Überzeugungsarbeit und notfalls auch sanfter Druck auf die Jäger, damit der Wildbestand nicht überhand nimmt und der junge Wald und seltene Pflanzen nicht aufgefressen werden.
- Anordnung und Bitte an die Waldbesucher, die Wege nicht zu verlassen, keinen Lärm zu machen, die Tiere nicht zu beunruhigen und keine Pflanzen zu beschädigen oder gar mitzunehmen.
- Aktiver Vogel- und Fledermausschutz durch das Angebot von Alt- und Totholz und zusätzlich von künstlichen Nisthöhlen.

- Zusammenarbeit mit allen, die den Schenkenwald und seine Bewohner schützen und bewahren wollen.

Helfen Sie mit, dass auch zukünftige Generationen noch ihre Freude am Schenkenwald haben!

Frühlingsboten schmücken den kahlen Laubwald

Etwa ab Mitte April, noch ehe die Bäume ihr Laub austreiben, beginnen sich die oberen Bodenschichten mit der darauf liegenden lufthaltigen Laubstreu durch den starken Lichteinfall zu erwärmen. Eine Vielzahl von sogenannten „Frühblüher“ nützt diesen Zeitpunkt, um jetzt schon zu blühen. Sie schaffen es, weil ihnen zum Austreiben neben Licht auch genügend Nährstoffe zur Verfügung stehen, die sie schon im Vorjahr in ihren unterirdischen Speicherorganen eingelagert haben. Die Bodenerwärmung begünstigt die Aufnahme von Wasser mit den darin gelösten Nährsalzen und fördert ein schnelles Wachstum. Bald schon ist der Boden des Laubwaldes mit einem dichten Blütenteppich bedeckt.



Lungenkraut



Milzkraut

Im Frühjahrslaubwald steht diesen Pflanzen ausreichend Licht zur Verfügung. So können sie ohne Konkurrenz der erst später erscheinenden anderen Waldkräuter wachsen, blühen und fruchten. Sie produzieren in dieser Zeit sogar zusätzlich noch Nährstoffe, die sie in ihren Speicherorganen fürs kommende Frühjahr einlagern. Im Verlauf des Frühlings wird das Kronendach der Laubbäume immer dichter, bis es im Sommer nur noch etwa 5% des einfallenden Lichtes durchlässt. Inzwischen sind die oberirdischen Sprosssteile der Frühblüher abgestorben. Schatten ertragende Pflanzen übernehmen den Platz und verändern langsam das Bild in der Krautschicht des Laubwaldes.



Frühblüher trotzen erfolgreich vielen Gefahren

Warum blühen denn nicht alle Pflanzen des Waldes schon im zeitigen Frühjahr, wenn die Bäume noch keine Blätter haben und noch genügend Licht auf den Boden fällt? Da hätten sie es doch leichter, und viele „Frühblüher“ zeigen auch, dass es geht. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass alle „Frühblüher“ mit vielen Schwierigkeiten fertig werden müssen:



Schlüsselblume

Die Temperaturen liegen im Frühjahr häufig noch extrem tief. Vor allem bei Nacht sind -10°C nicht selten. Nur wenige Pflanzen sind in der Lage, dies ohne Schaden zu ertragen. Das erste frische Grün ist nach langem, entbehrungsreichem Winter eine willkommene Nahrungsquelle für viele Tiere des Waldes, nicht nur für Rehe und Hasen, sondern auch für Schnecken und Käfer. Auch die unterirdischen Speicherorgane, in denen die Pflanzen Nährstoffe angesammelt haben, sind in Gefahr, von Wühlmäusen, Engerlingen und vielen anderen unterirdisch lebenden Tieren gefressen oder von Wildschweinen ausgegraben zu werden.

Blütenbestäubende Insekten, die für die Befruchtung sorgen, sind nur an wärmeren Tagen unterwegs und fliegen nicht bei zu niedrigen Temperaturen oder wenn es regnet. Auch Samenreife und Vermehrung sollen abgeschlossen sein, ehe Konkurrenzpflanzen erscheinen, die mehr Schatten ertragen.

Dass dennoch der ganze Waldboden von vielen verschiedenen Frühblühern bedeckt ist, zeigt,

dass es vielen Pflanzenarten trotz aller Schwierigkeiten gelungen ist, sich den besonderen Verhältnissen auf unterschiedlichste Weise perfekt anzupassen und so diese ökologische Nische erfolgreich zu besetzen.



Huflattich

Die erfolgreiche Strategie des Busch-Windröschens.

Die Konkurrenz ist hart im Wald: Es geht ums Licht! Ohne Licht keine Photosynthese, ohne Photosynthese kein Wachstum. Solange die Bäume noch keine Blätter haben, gibt es genügend Licht am Waldboden, wenn auch nur halb so viel wie auf den freien Flächen. Wer früh startet, kann diesen Vorteil nutzen und ist der Konkurrenz voraus.



Das Busch-Windröschen hat schon im Vorjahr in seinen unterirdischen Erdsprossen einen Nährstoffvorrat angesammelt, den es jetzt zum Frühstart nutzt. Der Winter ist noch nicht richtig vorbei, da treibt es schon aus, blüht und fruchtet und legt neue Vorräte für das kommende Jahr an. Damit es nicht vom Wild oder anderen Tieren gefressen wird, lagern die Busch-Windröschen (Anemonen) Giftstoffe in ihre Blätter und nährstoffreichen Sprosse ein, sog. Protoanemonine.

Nachts, sowie bei Regen, Schnee und Kälte schließen sich die Blüten und hängen nach unten. Das Schließen ist eine Wachstumsbewegung, bei der die Außenseite der Blütenblätter



schneller wächst als die Innenseite. Kommt es wegen schlechter Wetterbedingungen nicht zur Samenbildung, so schadet dies nicht, denn das Busch-Windröschen vermehrt sich immer auch ungeschlechtlich (vegetativ) durch Erdsprosse.

Meist kommt es jedoch zur Samen- und Fruchtbildung. Bei der Verbreitung der Früchte lassen sich die Busch-Windröschen von Ameisen helfen. Diese sammeln die Früchte wegen ihrer fleischigen, fett- und eiweißhaltigen Anhängsel und tragen sie als Futter für die Larven zu ihrem Bau. Die beim Transport verloren gegangenen Früchte tragen zur Vermehrung bei. Ganz schön raffiniert, diese Busch-Windröschen!

Das Föhrenried

Ganz im Norden des Schussenbeken, zwischen Baienfurt und Mochenwangen, liegt das Föhrenried. Seine weiten ebenen Flächen bilden den nördlichen Abschluss des Tales, eines eiszeitlichen Zungenbeckens entlang der Schussen, das im Süden bei Eriskirch direkt in das Bodenseebecken mündet. Der Einfluss des milden Bodenseeklimas ist deutlich spürbar und die vom See direkt nach Norden weisende Richtung lädt die Zugvögel geradezu dazu ein, das Schussental als Flugtrasse zu benutzen. Auf ihrer weiten Reise lassen sie sich im Föhrenried gerne zur Rast und zur Nahrungssuche nieder, oft in großen Scharen.

Im ansonsten dicht besiedelten und intensiv genutzten Schussental sind die offenen Flächen des Föhrenriedes einzigartig und ganz besonders wichtig. Im Regionalplan Bodensee-Oberschwaben sind sie deshalb auch folgerichtig als Teil eines „Regionalen Grünzuges“ ausgewiesen, der die offene Feldflur vor Bebauung und Zersiedlung bewahren soll. Die stark befahrene Bundesstraße B 32 und die neue „Schussental-Autobahn“ B 30 nehmen das Gebiet buchstäblich in die Zange. Schlimmer noch: Die gute Verkehrsanbindung weckt ständig neue Gelüste, das Gebiet großgewerblich oder landwirtschaftlich intensiv zu nutzen.

Auch das Föhrenried selbst hat in den letzten 50 Jahren stark gelitten: Alte Bestandsaufnahmen von Nutzung und Vegetation zeigen, dass es damals noch viele Streuwiesen sowie extensiv genutzte Grünlandflächen und Streuobstbestände gab, von denen nur noch wenige Reste übrig geblieben sind.

Vieles wurde drainiert, durch tiefe Gräben trocken gelegt, in Äcker und Intensivgrünland umgewandelt oder mit standortswidrigen Nadelholzkulturen aufgeforstet. Dieser Nutzungswandel hatte erhebliche Auswirkungen vor allem auf die früher zahlreich vertretenen Wiesenbrüter unter unseren Vögeln: Braunkehlchen, Feldlerche, Großer Brachvogel, Rebhuhn und Kiebitz sind heute leider fast völlig verschwunden.



Baumweißling

Deshalb versuchen die Naturschutzverbände BUND und NABU zur Zeit, das Föhrenried durch viele kleine Maßnahmen ökologisch wieder aufzuwerten. In Zusammenarbeit mit Landwirten werden sogenannte „Buntbrachen“ angelegt, fünf Meter breite Ackerrandstreifen, die mit blütenreichen Acker- und Wiesenpflanzen eingesät und nicht mehr gepflügt werden.

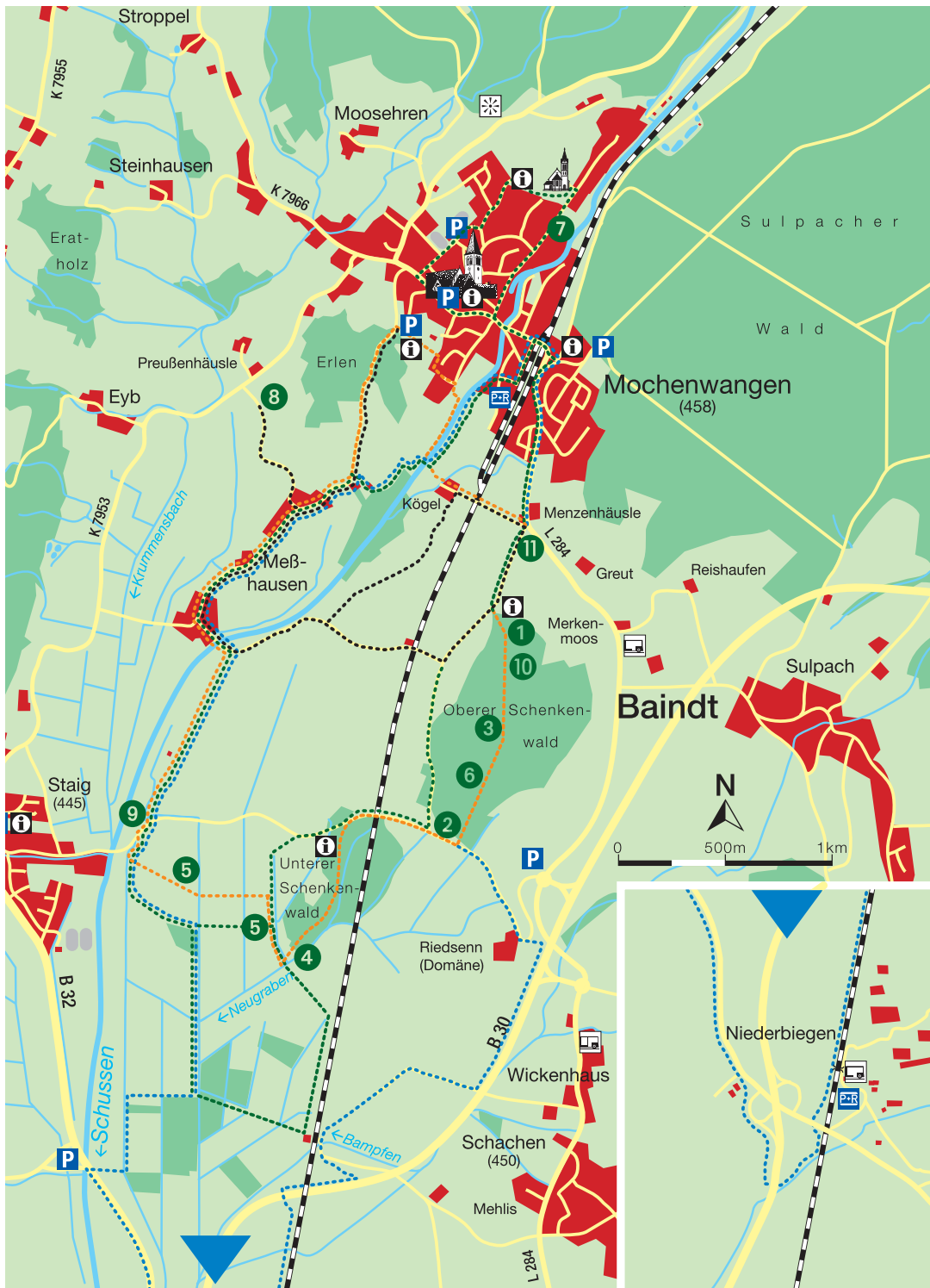
Drei Nistplattformen für den Weißstorch wurden auf einem Baumstamm beim StoraEnso-Feuchtbiotop, einer Feldscheune beim Schenkewald und einem ausgedienten Beton-Strommasten in Preußenhäusle angebracht. Zur großen Freude aller Beteiligten wurde letztere auch sofort von einem Storchpaar angenommen. Zwei „Flutmulden“, nasse, zeitweise Wasser führende Flachsenken („Himmelsteiche“) wurden angelegt, um den Wiesenvögeln und Störchen ein reicheres Nahrungsangebot zu sichern. Ein weiterer ständig Wasser führender Teich entstand im südlichen Föhrenried als naturschutzrechtliche Ausgleichsmaßnahme der Papierfabrik Baienfurt.

Gefährdet werden die selten gewordenen Wiesenbrüter auch durch die vielen freilaufenden Hunde, die von Spaziergängern mitgebracht werden. Selbst in einem bestens erzogenen Hund erwacht der Jagdtrieb, wenn direkt vor seiner Nase ein Kiebitzjunges davonrennt. Deshalb sollten Hunde während der Brut- und Aufzuchtzeit unbedingt an der Leine geführt werden.



Prachtlibelle





Zeichenerklärung



Route Schwalbe



Route Kiebitz



Route Storch



Route Pirol



- 1 Märenbecher
- 2 Eiche
- 3 aufklappbarer Nistkasten
- 4 Wildbienen-Hotel
- 5 Flutmulde
- 6 Bodenprofil
- 7 Mehlschwalbenturm
- 8 Störche
- 9 Steuobstwiese
- 10 Ruhebank
- 11 Schussenbecken

Straße/Weg

Bahnstrecke

Informationen

Parken/BOB-Haltepunkt

Grill- und Rastplatz

Aussichtspunkt

Baden

Bushaltestelle

Die Streuobstwiese

Streuobstwiesen prägen seit Jahrhunderten die Landschaft der Region Bodensee-Oberschwaben. Viele unserer Dörfer waren von einem geschlossenen Gürtel hochstämmiger Obstbäume umgeben. Diese boten neben reichhaltiger Obsternte Schatten und Schutz vor Wind, speicherten Wasser und regulierten so das Kleinklima. Und sie waren schön. Auch heute noch ist ihr Anblick so beliebt, dass sie viele Heimatkalender

und Gemeindeprospekte zieren. Vor der Haustür wird diese Idylle jedoch immer seltener. In den Gemeinden der Region Bodensee-Oberschwaben wurden in den letzten drei

Jahrzehnten bis zu 80 Prozent aller Streuobstbäume gerodet. Sie fielen Baugebieten, Straßen und einer modernen, maschinengerechten Landwirtschaft zum Opfer.

Mit den Streuobstwiesen verschwindet eine bunte Vielfalt an Pflanzen und Tieren. Bis zu 1.000 verschiedene Vögel, Schmetterlinge und andere Kleintiere können in einem zwei Hektar großen Bestand vorkommen:

Grünspecht, Fledermäuse, Siebenschläfer, Wildbienen, Hornissen, unzählige Käfer bewohnen Bäume und Wiesen.

Streuobstwiesen lassen sich am besten erhalten, wenn ihre Bewirtschaftung rentabel ist. Das geht nur, wenn die Landwirte bessere Preise für ihre Äpfel und Birnen vom Hochstamm erhalten. Deshalb organisieren Naturschützer seit über 20 Jahren Apfelsaftprojekte, die den Landwirten faire Preise garantieren. Im Gegenzug verpflichten sich die Bauern ihre Hochstämme nicht zu spritzen und überalterte Bäume durch Neupflanzungen zu ersetzen. Safttrinker werden so zu Naturschützern und gesund sind Streuobstäfte allemal.



Bekannte Apfelsorten einer Streuobstwiese sind: Kaiser Wilhelm, Grafensteiner, Goldparmäne, Klarapfel, Schöner vom Oberland, Brettacher, Boskop, Jacob Lebel, Bohnapfel, Transparent ...

Bekannte Birnensorten sind: Bunte Julibirne, Schweizer Wasserbirne, Oberösterreichische Wasserbirne, Alexander Lukas, Gellerts Butterbirne, Weinzäpfle, ...

Das Eichhörnchen – Flinker Förster

Das Eichhörnchen gehört zur Familie der Nagetiere und kommt in ganz Europa vor. Es lebt in Wäldern und Parks. Durch seine besonders leichten Knochen und die langen Hinterbeine kann es hervorragend klettern und springen. Der buschige Schwanz hilft ihm beim Springen das Gleichgewicht zu halten und dient zugleich als Ruder.

Es lebt überwiegend auf den Bäumen. Es klettert den Baumstamm mit dem Kopf nach unten herunter und ist auch ein guter Schwimmer. Seine Hauptfeinde sind Marder und Greifvögel. Manchmal wird es auch Beute von Füchsen oder Hermelinen. Es entkommt seinem Feind, indem es sich auf einen Baum rettet und ständig um den Stamm kreist.

Die Schneidezähne sind zu langen meißelförmigen Nagezähnen umgebildet. Sie bestehen vorne aus einer harten Schicht Zahnschmelz und dahinter aus weichem Zahnbein. Da sich das Zahnbein stärker abnutzt als der Zahnschmelz, bleibt die Zahnschneide „scharf“. Die Backenzähne haben eine raue Oberfläche, die als Raspel benutzt wird.

Eichhörnchen fressen Nüsse, Eicheln, Beeren, Pilze und Insekten. Als Nesträuber erbeuten sie Vogeleier und Jungvögel. Die wichtigste Nahrung sind jedoch die Samen in den Zapfen der Nadelbäume. In einem Zapfen sind etwa 300 Samen, die das Eichhörnchen in nur drei Minuten herausholt. Pro Tag braucht es etwa

3000 Samen um satt zu werden. Im Winter sucht es mit seiner feinen Nase nach Samen und Nüssen, die es im Herbst im Boden versteckt hat. Die Nacht und Zeiten mit ungünstiger Witterung verbringen die Eichhörnchen in ihrem Nest, das man auch Kobel nennt.

Im Winter schlafen sie viel und sind meistens nur einmal am Tag unterwegs (Winterruhe). Im April kommen im Kobel zwischen zwei bis fünf etwa 15 Gramm schwere Junge zur Welt.

Als Nesthocker sind sie blind, taub und nackt und werden von der Mutter umsorgt. Nach zwei Wochen bekommen sie ihr Fell, mit vier Wochen öffnen sich die Augen. Bis zu sieben Wochen lang werden sie gesäugt. Anschließend bleiben sie häufig bis zum nächsten Wurf bei der Mutter. Nach neun bis zehn Monaten sind sie geschlechtsreif.



Der Maulwurf – Samtiger Wühler

Mit seinen 44 spitzen Zähnen gehört er auf jedem Fall zu den Insektenfressern. Sein walzenförmiger Körper, die großen Grabhände und seine kleinen Augen deuten auf seine unterirdische Lebensweise hin. Mit seiner Länge von etwa 17 cm bringt er das Gewicht einer Tafel Schokolade auf die Waage.

Obwohl seine Ohren nicht sofort sichtbar sind, kann er doch gut hören. Sein Fell hat keinen „Strich“, so kann er in den Gängen vorwärts und rückwärts laufen und graben. Er hat viele Tasthärchen mit denen er Er-



schütterungen wahrnehmen kann. So ortet er das Trippeln einer Maus in zehn Metern Entfernung. Zusätzlich verfügt er über einen Tele-Tastsinn, eine Art Luftdruckwellen-Radar: Beim Laufen im Gang schiebt er ähnlich wie eine U-Bahn eine Luftdruckwelle vor sich her. Hindernisse werfen einen Teil davon echoartig zurück. An der Art des Gegenwindes erkennt er „Beute oder Feind“. Zu den Feinden gehören: Schlangen, Bussard, Storch, Graureiher, Krähe und der Fuchs.

Er ist standorttreu und bewohnt ein Revier von 300 bis 3000 Quadratmetern. Dort baut er ein ausgeklügeltes Tunnelsystem. Es besteht aus Wohnkammern, Vorratskammern, Tränke (der Gang führt schräg herunter zum Grundwasser), Luftschaft und Jagdrevier. Sein Hauptnest liegt unter dem größten Hügel und ist mit Gras, trockenen Blättern und Moos gepolstert. Er ist ein Einzelgänger – trotzdem nutzen häufig mehrere Tiere das gleiche Tunnelsystem.

Das ständige Graben kostet ihn viel Kraft und so frisst er täglich fast so viel, wie er wiegt. Auf seinem Speisezettel stehen: Würmer aller Art, die er lähmt um sie als Lebendfutter aufzubewahren, Insektenlarven, Tausendfüßler, Grillen, junge Mäuse, Eidechsen und Schnecken. Der Maulwurf verhungert, wenn er zwei Tage keine Nahrung hat. Daher legt er sich Vorräte in bis zu zehn Vorratskammern an.

Nach vierwöchiger Tragezeit bringt das Weibchen 4-5 Junge zur Welt. Die Neugeborenen sind nackt, weißlich-rosa und blind. Sie werden 4-6 Wochen gesäugt und sind mit 2 Monaten selbständig, mit 12 Monaten erwachsen. Wo der Maulwurf vorkommt, ist die Bodenfauna noch in Ordnung. Er steht unter Naturschutz.

Der Große Abendsegler – Jäger mit Radar



Der elegante Flieger ist ein typischer Vertreter unserer einheimischen Fledermäuse, wirkt aber mit angelegten Flügeln eher bullig und zählt zu den größten heimischen „Glattnasen“. Die etwa starengroße, goldbraune Art mit etwa 30 cm Spannweite ist auf höhlenreiche Altholzbestände oder auf geschützte Hohlräume in Gebäuden aller Art angewiesen. Unter den Insekten, der Lieblingsbeise aller unserer Fledermäuse, bevorzugt sie die großen Mistkäfer, Junikäfer, Maikäfer, Nachtfalter und Grillen, die sie mit ihrem kräftigen Gebiss

knackt. Sie verschmäht aber auch die uns oft lästigen Fliegen und Mücken nicht. Durch die Eigenart des Großen Abendseglers, schon in der frühen Dämmerung auszufliegen, bekommt man ihn häufiger zu Gesicht als andere Fledermäuse.

Er gehört mit Distanzen von über 500 km zwischen Sommer- und Winterquartier zu den „Weitstreckenziehern“. Im Herbst hängen die Männchen in ihrem „Paarungsquartier“ und locken mit ihren Balzlauten mehrere Weibchen an.

„Tiefgekühlt“ überwintert das Sperma im Körper der bis zu zwölf „Haremsdamen“.

Erst nach dem Winterschlaf in frostsicheren Baumhöhlen und Nistkästen oder Kirchen findet die Befruchtung statt. Wenn im Frühling die Insekten fliegen, beginnt das Fledermausjahr neu.

Alle unsere ca. 25 Fledermausarten sind streng geschützt aber auch stark gefährdet, durch Störung und Zerstörung ihrer Sommer- und Winterquartiere und andere Eingriffe in ihre Lebensräume. Leider werden sie aber auch verbotenerweise direkt verfolgt, weil in manchen Köpfen immer noch Gruselgeschichten spuken. Dabei weiß man, dass die „unheimlichen“ Flugkünste der Nützlinge kein Teufelswerk sind, sondern auf raffinierter Ultraschall-Ortung beruhen.

Der Pirol – Der Exote

Wenn die Blätter Mitte Mai die lichten Laubwälder und Auwälder in zartes Grün tauchen, flötet der Pirol aus den hohen Baumkronen heraus wehmütig sein charakteristisches „Düdelio“. Dieser Ruf brachte ihm auch den Namen „Vogel Bülow“ ein. Neben diesem Flöten pflegt das Männchen einen „Plaudergesang“ mit leisen zirpenden und quäkenden Lauten. Fühlt er sich beunruhigt, erschallt sein raues häherartiges „Kräh“.



Da der amselgroße scheue Vogel in hohen Bäumen ein verstecktes Leben führt, kann man ihn am ehesten während eines Bades in Pfützen oder beim Futtersuchen, besonders in Kirschbäumen auf Obstwiesen, oder in alten Parks und Gärten bewundern. Vor allem sein exotisch anmutendes leuchtendes Gelb mit dunklen Flügeln und Schwanzdecken beeindruckt. Neben Früchten und Beeren ernährt er sich und seine Brut ebenso mit Insekten wie Hummeln, Käfern, Schmetterlingen und selbst langhaarigen Raupen. Dazu erklettert er auf Futtersuche kleiberähnlich geschickt Äste und Zweige.

In einer Astgabel hoch in Laubbäumen baut das Weibchen allein ein kunstvoll verwobenes „Napfnest“, indem es Gräser, Bast und Rindenstreifen durch „Einspeicheln“ geschmeidig macht und sturmsicher flechtet.

In der Brutzeit Mitte Mai bis Anfang Juni ziehen die Eltern 3-4 Junge groß, die nach 14-20 Tagen das Nest verlassen. Bereits im August ziehen unsere Pirole südostwärts in ihre Überwinterungsquartiere, die Bergwaldgebiete Ostafrikas oder in die Dornbuschsavanne des südlichen Afrikas und Madagaskars.

Da fluggünstige Winde und geeignete Futterquellen im Frühling an anderen Stellen als im Herbst vorzufinden sind, zieht der Pirol in einem sogenannten „Schleifenzug“ auf einer weiter westlich verlaufenden Route nach Mitteleuropa zurück. Der Pirol bildet den Abschluss im Reigen der Zugvögel, die im Frühjahr die lange Reise von Afrika in die Brutgebiete weiter Teile Europas angetreten haben.

Der Rückgang der Pirolpopulationen ist auf klimatische Veränderungen, Zerstörung geeigneter Wälder und Auen sowie auf den Einsatz von Schädlingsbekämpfungsmitteln zurückzuführen, was zum Verlust seiner Nahrungsgrundlage führt.

Der Rotmilan – Lebendig oder tot

Noch wenn der Schnee die Landschaft weiß verzaubert, können wir einem mächtig großen Greifvogel begegnen, dem Rotmilan.

Er gleitet elegant auf geraden schmalen Flügeln in niedrigem Suchflug über die Äcker, Wiesen und Gewässer des offenen Hügellandes. Wegen seines langen und tief gebelbten Schwanzes auch als „Gabelweihe“ bekannt, präsentiert er sein Gefieder in kontrastreichem Rostrot. Sein Kopf und Teile der Flügelunterseite wirken sehr hell.

Der Rotmilan liebt die Abwechslung auf seinem Speiseplan. Wirbellose Kleintiere wie Insekten und besonders Regenwürmer als wichtige Kaliumquelle erjagt er sich auf dem Boden. Vögel, Nagetiere, Kleinsäuger bis hin zu Kaninchengröße entgehen seinem scharfen Blick und seinen spitzen Krallen nicht. Der Appetit selbst auf Aas und Abfälle machen ihn zum Besucher von Straßenrändern und Mülldeponien. An offenen Seen und Flüssen erbeutet er in flachem Anflug geschwächte oder tot an der Oberfläche treibende Fische. Und bekommt er einmal Gelüste auf die Beute eines Habichts oder einer Krähe, so jagt er sie diesen entschlossen ab.

Im launischen April imponiert das Männchen dem Weibchen mit akrobatischen Balzflügen über dem Brutrevier. Ausgesprochen reviertreu brütet Frau Milan im Nest des letzten Jahres oder in einem verlassenen Horst einer Krähe oder eines Mäusebussards 2 bis 3 Eier aus, und lässt sich dabei von ihrem Mann füttern. Die Horstmulde legt der Rotmilan dabei mit Plastik, Papier, Spielzeug u.ä. aus, typisch für sein Nest. Die fast nur an seinem Brutplatz vorgebrachten miauenden und wimmernartigen Rufe verraten seine Anwesenheit.

Außerhalb der Brutzeit bis zur Abreise in ihr Winterquartier schließen sich Jung und Alt gern zu größeren Schlafgemeinschaften zusammen. Im Herbst ziehen sie südwärts bis Spanien und Italien.



Der Mittelspecht, die Hohltaube, der Kleiber – Nachbarn aus der Baumhöhle

Verwandt sind Mittelspecht, Kleiber und Hohltaube keineswegs. Sie verbindet aber jeweils derselbe Lebensraum und eine Baumhöhle als Ort ihrer guten Kinderstube.

Dabei dürfen Mittelspecht und Hohltaube für sich in Anspruch nehmen, als selten geachtet zu werden. Alle drei fühlen sie sich wohl in Laubwäldern, Parkanlagen mit Buchen und Eichen, sowie in Streuobstwiesen, in welchen Altbäume die Möglichkeit zu den begehrten Höhlen anbieten.



Der Mittelspecht liebt es dezenter als der ihm verwandte häufigere Buntspecht:

Nur amselgroß, kontrastarm schwarzweiß gezeichnet mit gestrichelten Brustseiten, jedoch mit dem für ihn typischen großen karminroten Scheitel ohne schwarzer Umrahmung. Auch trommelt er nur zaghaft, um zu zeigen, wer hier Herr im Revier ist.

Er fällt uns besonders durch sein „Quäken“ (quääh, quääh) auf, das sich so anhört wie das Jammern eines kleinen Kindes.

Wie alle Spechte ist er für das Leben am Baumstamm bestens gerüstet: Ein kräftiger spitzer Schnabel, um Futter aus dem Holz zu klopfen und



Höhlen zu zimmern, ein kräftiger starrer Stützschnabel, um sich am Stamm abzustützen, je zwei mit spitzen Krallen bestückten Zehen nach vorne und zwei nach hinten zum sicheren Halt.

Am Holz, an Rinde und Blättern, bevorzugt an Eichen, können wir ihn beim rastlosen Suchen nach Insekten und anderen Kleintieren für sich und seine Brut beobachten. Spechttypisch klemmt er Zapfen und Nüsse in Rindenspalten und Baumritzen, die sogenannten „Spechtschmieden“, um an das begehrte Futter zu kommen.

Da staunen die Mitbewohner des Kleibers nicht schlecht, wenn sich ihnen schon im zeitigen Frühjahr der sperlingsgroße Vogel präsentiert. Mit seiner spindeligen abgeflachten Form, dem gestutzten Schwanz, seinem kräftigen langen Schnabel und spitzen Krallen, oben grau, unten okkerfarben, huscht er den Stamm hinauf und akrobatisch, kopflings abwärts.

Dabei erfüllt er den Wald mit lauten, abfallend vorgetragenen Pfeifstrophen.

Zwischendurch nennt er seinen Namen: „Sitt, sitt, sitt“ (*Sitta europaea*). Frech und listig räumt er bereits vorhandene Höhlen von Spechten und Staren aus und klebt („Kleiber“) solange den Eingang auf Brustweite mit Mörtel zu, bis nur noch er alleine hindurchpasst.



Die 6 – 7 Sprösslinge lassen sich mit Insekten, Spinnen und Raupen verwöhnen. Im Herbst und Winter wird er zum Vegetarier und bevorzugt Nüsse, Bucheckern und die harten Hainbuchsensamen.



Die grau erscheinende Hohltaube mit ihren markanten grün schillernden großen Seitenhalsflecken und den schwarzen Flügelspitzen nutzt ebenso die Höhlen der Spechte, daneben aber auch Kaninchengänge, alte Nester anderer Großvögel und künstliche Nisthilfen um in 2 oder 3 Jahresbruten ab Ende März jeweils 2 Jungen großzuziehen.

Mit stimmungsvollen, dumpfen Rufen und mit Schauflügen und Flügelklatschen macht sich der Täufer bei seiner Verehrten beliebt. Angrenzende offene Wiesen, Felder und Hecksäume bieten unserer Hohltaube die Samen der Wildkräuter, Früchte, Beeren

und auch Schnecken. Ende September ziehen die Hohltauben oft zusammen mit den Ringeltauben in den Westen und Süden Europas.

Mit dem Erhalt ihrer Lebensräume und dem Anbringen von geeigneten Nisthilfen können wir den Artenschutz fördern.

Der Kiebitz – Gaukler der Lüfte

Auf den Feuchtwiesen, in Mooren, Sümpfen und Überschwemmungsflächen, aber inzwischen auch auf den großen, spärlich mit Büschen und Bäumen durchsetzten Wiesen und Äckern rasten und brüten ab Ende Februar die taubengroßen Kiebitze, oftmals in größeren Kolonien, miteinander.

Typisch erscheint sein Kontrast: oberseits schwärzlich mit grünem Metallglanz, unterseits weiß mit schwarzem Brustschild, unter seinem Schwanz rostfarben, sowie die am Kopf abstehende Federhaube, „Federhölle“ genannt.



Mit langsam schaufelnden Flügelschlägen schwankt und Schaukelt er durch die Lüfte. Dabei hören wir ihn seinen Namen rufen: „kie-wi“, Kiebitz!

Der Kiebitzmann zeigt sich beim „Ausdrucksflug“ als akrobatischer, tollkühner Flugkünstler, indem er hoch aus der Luft abtrudelt, sich überschlägt und knapp über dem Boden den Sturzflug abfängt.

Nach 26-28 Tagen Brutdauer schlüpfen die vier Küken.

Ende April werden sie von den Eltern mit allerlei Kleintieren wie Insekten, Würmern und Schnecken großgezogen.

Droht Gefahr durch einen Fuchs, locken die Eltern den Eindringling durch „Verleiten“ vom Nest weg, indem sie mit hängenden Flügeln und humpelndem Gang Flugunfähigkeit vortäuschen. Nach 35-40 Tagen sind die Nestflüchter flugfähig.

Vor dem Herbstzug fliegen die Nichtbrüter und Jungkiebitze der süddeutschen Regionen ab Ende Mai im „Zwischenzug“ zuerst einmal zur nahrungsreichen Nordseeküste, um beim Einsetzen der ersten Herbstfröste in großen Trupps zu ihren Winterquartieren nach SW-Europa und N-Afrika aufzubrechen.

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts sinkt sein Bestand durch die veränderten Standortbedingungen drastisch. Massive Entwässerungen

zwangen den Kiebitz, auf trockenes Grünland oder Ackerflächen, besonders in Maisäcker umzusiedeln

Diesem Lebensraum fehlt es aber so sehr am notwendigen Kleintierreichtum, dass die Bruten oft nicht mehr vollständig aufgezogen werden können.

Nur die Sicherung geeigneter Lebensräume gewährt uns weiterhin die Freude an diesem Gaukler der Lüfte.

Der Storch – Klappern gehört zum Handwerk

Ein großer Vogel mit langen roten Beinen, knallrotem Schnabel, weißem Körper und hauptsächlich schwarzen Flügeln, sowie lang gestrecktem Hals imponiert uns, wenn er in schwerfälligem Ruderflug oder als eleganter Segler über die Wiesen und Dörfer gleitet. Die meisten Störche kommen bereits Ende Februar von ihrer großen Reise aus Afrika zurück, zuerst die Männchen.

Sie beweisen ausgeprägte Ortstreue und besetzen möglichst ihren letztjährigen Horst, den sie oft über mehrere Jahre hinweg zu wahren Burgen von bis zu 2 Meter Durchmesser und 2 Tonnen Gewicht aus Ästen, Reisig und Grasbüscheln auf Kirchdächern, großen Einzelbäumen, Strommasten oder Silotürmen stabil zusammengeflochten haben.

Horsttreue geht vor Gattentreue! Der Storchmann wirbt auf dem Nest durch lautes Klappern mit dem Schnabel und schmeißt dabei seinen Hals weit nach hinten, um eine Storchendame für sich zu gewinnen. Singsen kann er nicht, nur zischen und klappern. In ca. 8 Tagen baut das Paar ein neues Nest. Ab Mitte März bebrüten beide über 33 Tage lang 3-5 Eier.

Die Jungstörche erbeteln ihr Futter flügel-schlagend mit miauenden Lauten. Zuerst hauptsächlich Regenwürmer, Insekten und deren Larven, später auch Mäuse, Frösche,

Eidechsen, Fische, selbst Aas, stehen auf dem Speiseplan.

Mit kräftigem Flügelschlagen trainieren sie im Horst ihre Flugmuskulatur und freuen sich nach ca. 9 Wochen Nestzeit über die erste Freiheit in den Lüften. Unsere jungen süddeutschen Weißstörche ziehen im sogenannten Zwischenzug zur nahrungsreichen Nordseeküste, bevor sie vor ihren Eltern ab Mitte August in die afrikanischen Winterquartiere bis zu 10.000 km nach Ost- und Südafrika ziehen.

Erst durch die weitreichenden Bemühungen des Naturschutzes um den Erhalt von Feuchtwiesen, die Renaturierung von Flussläufen und Flussniederungen (z.B. Donau), sowie weiterer Schutzmaßnahmen konnte dem bedrohlichen Rückgang unserer Weißstörche Einhalt geboten werden. Weitere notwendige massive Anstrengungen führen in jüngster Zeit zur Ausbreitung in verschiedenen Regionen, besonders in Oberschwaben (z.B. Föhrenried). Freuen wir uns auf unseren Adebär!



Die Mehlschwalbe – Glücksbringer unter dem Hausdach

Ihr Image ist blütenrein: in Schwaben auch „Herrgottsvögel“ genannt, galt es schon im antiken Rom als gutes Omen, wenn die Mehlschwalben ihre Nester an Tempelfassaden anbauten. Sie galten als Glücksbringer.

Ursprünglich als Fels- und Klippenbewohner fühlten sie sich bald in den Wohngebieten der Menschen wohler. Wir begegnen ihnen in Dörfern und Städten, sofern in deren Nähe größere Wiesen und Gewässer liegen. Im Gegensatz zu den ihnen verwandten Rauchschnalben und Uferschnalben geben sie sich schon aus der Ferne leicht zu erkennen durch ihren typischen schneeweißen Schwanzansatz, Bürzel genannt. Klar zeichnet sich auch ihr schwarz-weißer Kontrast von der Ober- zur Unterseite ab. Ihrem gegabelten Schwanz fehlen anders als bei der Rauchschnalbe die langen Seitenspieße.



So um den 2. April begrüßen sie uns nach ihrer weiten Rückreise aus Afrika mit ihrem freundlichen Flugruf „Schriip“.

Als Spätbrüter kleistern sie kunstvoll aus speichelgetränkten Lehmklümpchen einer nahen Lehmputze ein „viertelkugeliges“ Nest mit flachem

Eingang an die raue senkrechte Hauswand unter einen schützenden Dachvorsprung.

Ab Mitte Mai verraten uns die eifrig piepsenden 3-5 Sprösslinge, dass sie Hunger haben. Die Eltern streifen in rasantem Flug, gerne im Verband mit Artgenossen, über Wiesen und Gewässer, um schwirrende Insekten, besonders Mücken, aufzugreifen. Bei Hochdruckwetter jagen sie ihre Insekten in luftiger Höhe.

Mit einem leise schwätzenden Gezwitscher von den Stromleitungen herab verabschieden sich die zahlreich versammelten Mehlschwalben von uns und fliegen ab September in großen Trupps in die Bergregionen Äquatorialafrikas.

Im Gegensatz zu den „Reliefziehern“ (Flug dem Landschaftsrelief angepasst) nützen unsere Schwalben als „Hochzieher“ in über 3000 m

die dortigen Luftströmungen für ihren kräftezehrenden Flug aus.

Mit einzeln an Hauswänden angebrachten Kunstnestern zur Bildung neuer Brutkolonien sowie von uns zusätzlich geschaffenen Lehmputzen können wir den Mehlschwalben helfen, sich weiterhin als unsere Weggefährten wohlfühlen.

und Käfer mit dem Schnabel zu „schnappen“. Diese werden dann nach ihrer Rückkehr auf den Ast genüsslich verspeist. Auch Spinnen und Beeren von Hartriegel und Holunder gehören auf ihren Speiseplan.

Geht es um die Gründung einer Familie, besetzt das Männchen mehrere alte Spechthöhlen, bevorzugt aber am ehesten künstliche Nistkästen. Die Romanze ist perfekt, wenn die Dame dem Freier den Vorzug gibt, der ihr die schönste Höhle bietet. Sofort wird die gute Stube bezogen, in der das Weibchen 6 bis 7 Junge

ausbrütet, die dann von beiden Eltern gemeinsam großgezogen werden.

Der Trauerschnäpfermann liebt die Vielehe: Oftmals verpaart er sich mit zwei, ja gar drei Weibchen und verteidigt dabei ve-

Der Trauerschnäpper – Brautschau für zwei

Bevorzugt in lichten von Eichen und Buchen bewachsenen Laubwäldern, aber auch in Nadelwäldern und Streuobstwiesen mischt sich Ende April in den Gesang der Finken und



Meisen die klare, etwas wehmütige Strophe des Trauerschnäppers dazu. In dem einem Trauerwams gleichen oberseits auffälligen rußschwarzen Federkleid mit einem weißen Stirnfleck, weißer Flügelbinde und weißer Unterseite beim Männchen und mehr graubrauner Erscheinung des Weibchens.

Diese sperlingsgroßen Vögel fallen uns in den Baumkronen besonders dadurch auf, dass sie von ihrer Sitzwarte aus in kurzem Flug aufsteigen, um manchmal rüttelnd fliegende Insekten wie Fliegen, Schmetterlinge

hement mehrere Brutreviere. Schon ab Mitte Juli macht sich der Trauerschnäpper auf den Weg über Spanien in die Winterquartiere des tropischen West-Afrikas, um Ende April/Anfang Mai zu uns zurückzukehren.

„Zizerit, bin ich nicht ein edler Ritter“?

Sein „Pink“ als Warnruf brachte ihm den Namen „Fink“ ein. In unterschiedlichen Regionen erklingt sein Lied als eigenständiger Dialekt unterschiedlich.

Der Buchfinkenmann freut sich, wenn seine Partnerin an einem von ihr ausgewählten Ast allein ein gut getarntes, halbkugeliges, kuscheliges Nest baut. Als Baumaterial verwendet sie Insektengespinnst, Rinde und Flechten.

Mit Raupen und Insekten aller Art lassen sich die 2 bis 6 Jungen von ihren Eltern füttern, bevor sie nach 12 bis 15 Tagen das Nest verlassen. Ab Herbst stehen besonders die Bucheckern auf seinem Speiseplan. Daher kommt

sein Name „Buchfink“. Außerhalb der Brutzeit ziehen speziell die Buchfinken nördlicher Regionen oft gesellig in großen Schwärmen südwärts, die Weibchen weiter als die Männchen.

Weil dem berühmten Namensgeber Carl von Linné auffiel, dass im Winter fast nur noch Männchen zu sehen waren, gab er ihm den Namen „coelebs“ (Zölibat) = ehelos. Der Zustand eines „Strohwitwers“ trifft wohl eher zu.

Der Buchfink – Strohwitwer

Zur Finkenfamilie gehören neben dem Buchfink auch Bergfink, Kernbeißer, Girlitze, Hänflinge, Zeisige, Kreuzschnäbel und Gimpel. Allen gemeinsam ist die Vorliebe für Samen und Körner unterschiedlicher Härte und Größe, die sie Dank ihres kräftigen Schnabels mühelos öffnen können. Wie bei seinen Verwandten fallen uns als weitere typische Finken-



merkmale der eingekerbte Schwanz sowie die charakteristischen Flügelzeichnungen auf. Die Flügel des Buchfinken zieren jeweils zwei weiße Binden, die ihn selbst im Flug unverkennbar machen.

Das Männchen ist an den Kopfseiten und der Unterseite zimtbraun gefärbt, kastanienbraun auf dem Vorderrücken und grün auf dem Hinterrücken. Die Weibchen jedoch sind nur unscheinbar braun gefärbt. Nahezu überall, wo Bäume in den Himmel sprießen, schmettert der Finkenmann mit gestreckter Kehle seinen kurzen lauten Reviergesang, als „Finkenschlag“ bekannt. Der Ruf ähnelt:

Die Hornisse – friedfertig und nützlich

„Drei Hornissenstiche können einen Menschen töten, sieben Stiche ein Pferd.“ Diese Vorstellung gehört in den Bereich der Fabel und ist eindeutig widerlegt. Ein Hornissenstich ist gewiss schmerzhaft, aber nicht gefährlicher als der Stich einer Biene oder Wespe. Hornissen sind friedliche Tiere, die niemand grundlos angreifen. Normalerweise verhalten sich Hornissen außerhalb des Nestes vorsichtig und ergreifen rasch die Flucht. Nur im unmittelbaren Nestbereich reagieren sie bei Störungen mit Angriffen.

Im Gegensatz zur Deutschen und zur Gemeinen Wespe, die an Süßigkeiten gehen können, meiden Hornissen bei ihrer Nahrungssuche die menschliche Nähe und naschen allenfalls etwas

Fallobst. Um weiteres Flugbenzin zu tanken, nehmen die Luftjäger Baum-säfte auf, die an verletzter Rinde austreten, oder an die sie durch Schalen junger Triebe gelangen.

Zur Aufzucht ihrer Brut benötigen Hornissen jedoch tierisches Eiweiß. Bis zu 500 Gramm Insekten, darunter viele Forstschädlinge, verfüttert ein Volk täglich an seine heranwachsenden Larven. Hornissen erfüllen somit eine wichtige Aufgabe im Naturhaushalt.

Hornissen brauchen Lebensräume, die ausreichend Nistmöglichkeiten (vorwiegend Baumhöhlen) und reiche Insektenvorkommen bieten: zum Beispiel artenreiche Mischwälder, Auwälder, parkähnliche Landschaften mit Eichen, Eschen und Birken (Futterbäume) sowie Streuobstwiesen. Nachbarschaftsprobleme mit Hornissen kann es geben, wenn die Tiere, ihrer natürlichen Nistmöglichkeiten beraubt, künstliche Höhlen im menschlichen Siedlungsbereich aufsuchen. Mit dem Wissen, dass der Hornissenstaat mit seiner alten Königin im Spätherbst abstirbt, und mit etwas Toleranz und Duldsamkeit ist jedoch ein Zusammenleben mit den vom Aussterben bedrohten Hornissen möglich. Im Gegensatz zu Bienen überwintern nur die jungen Hornissen-Königinnen in frostsicheren Verstecken abseits vom alten Nest, das nicht wieder besetzt wird.



Impressum

Herausgeber
Gemeindeverwaltungsverband
Fronreute-Wolpertswende
www.zwischenschussenundseen.de
Gefördert von
www.plenum-ravensburg.de
Stand Juni 2008

Gestaltung/Kartografie
Kommata Kommunikation
und Marketing GmbH, Fronreute
www.kommata.net

Texte
BUND Ravensburg
Birgit Eschenlohr
Dorothea Hermann
Helmut Herwanger
André Kappler
Gerhard Maluck
Dr. Hans-Joachim Masur
Hermann Pfléghar
Wilfried Scheremet
Prof. Dr. Dietmar Schillig
Rita Strieckmann
Günter Tillinger
Manfred Traub
Pia Wilhelm

Fotografie
Werner Bentele (27)
Uwe Feßenbecker (6R, 7R, 9ML)
Ralph Martin (30)
Dr. Hans-Joachim Masur (15L)
Robert Mayer (1, Graureiher)
Dietmar Nill (20, 22, 23, 24L, 26, 28, 29))
Hermann Pfléghar (1, 2, 3, 10, 14)
Wilfried Scheremet (4/5, 6L, 7L, 8R, 9U,
9RQ, 11, 13, 15R, 18, 21, 31)
Paul Schwaderer (19)
Marianne Wiora (8, 9ML, 12, 24R, 25, 32)



Staunen

- Märzenbecher
- Aronstab
- Eichen
- Buschwindröschen
- schattiger Wald
- sonnendurchflutete Landschaft
- Pirol
- Storch

Genießen

Genießen Sie das Angebot unserer
Gastronomie und die schmackhaften
Produkte unserer Selbstvermarkter.

Rücksicht nehmen – Natur nicht stören!

